

Zeichnungen im Turm

Entstanden sind die Zeichnungen in einem Turm. Turm, das ist herausragendes Zeichen, wehrhaft abweisend nach außen, um schließlich im Inneren; eingeschlossen der Mensch darin, er kann aber weit und nach allen Seiten blicken und auf die Außenwelt herabschauen, die um und unter im existiert und sich bewegt, er erfährt Über- und Weitblick.

Ort der Handlung ist der Frankfurter Messeturm. In ihm hat Christiane Gumpert während eines halbjährigen Gastaufenthalts im ersten Halbjahr 1992 gearbeitet „in einem leergeräumten Büroraum in der elften Etage mit Blick auf die Messe, den Taunus, die Hochhäuser des westlichen Fraktur und insbesondere auch mit dem Blick nach unten auf die Straßen, die Menschenmassen, die sich in die Messehallen hinein- und herauswälzten, und auf den Autoverkehr, der sich da kreuz und quer um den Kreisle im Rhythmus der Ampeln bewegt. Ich – sagte die Malerin – kann nicht sagen, inwieweit mich diese Aus- und Weitblicke inspiriert haben – fasziniert haben sie mich gewiss, besonders im Nebel, Halbdunkel und Dunkel, wenn Autolichter in den verspiegelten Fassaden der Hochhäuser aufblitzten. Bewegung, das war ja schon vorher mein Thema.“

Zu diesem Büroraum-Atelier inmitten der Geschäftigkeit eines normalen Bürobetriebs und -alltags stellte die Künstlerin rückblickend fest: „Das war im Anfang ungewohnt und irritierend. Ich habe mich eingebunkert mit „Türe zu“ (sonst waren alle Bürotüren offen) und habe mich abgegrenzt mit Musik (Schallplatten). Später ging's auch ohne Musik. Ich habe mich einfach nach „innen“ gekehrt, „eingesponnen“. – Und wieder später war ich dann ganz heimisch.“

Das Ergebnis dieses Stipendiums scheint – wie die Ausstellung und der Katalog zeigen – kaum im Einklang mit den Arbeiten Christiane Gumperts der letzten Jahre zu stehen. Der Autor möchte versuchen, dem auf den Grund zu kommen.

Christiane Gumpert wird 1935 in Königsberg/Preußen geboren. Ihre künstlerische Ausbildung erfuhr sie 1959 – 1960 an der Werkkunstschule in Würzburg, 1962 – 1964 an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe bei dem Maler Gottfried Meyer und von 1964 – 1968 an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin bei Bernhard Dörries. Sie fand mit den Jahren ihren eigenen unverwechselbaren Stil.

Friedhelm Mennekes hat sie von ihrer Faszination beim Blick durch ein Mikroskop erzählt, vom Erstaunen über die biomorphen Formen, die „kleinen Ureilchen, die sich fast wie Strichmännchen bewegen“. Das kaleidoskopartige Verwirrspiel des unter dem Mikroskop zu Sehenden hat in den Bildern Christiane Gumperts Abstraktion. An Ballett wurde Anne Mohal erinnert. Das ist ein gut erkennbarer Vergleich. Diese Art der figürlichen Abstraktion

scheint jedoch in einem primär geistigen Prozess zu liegen. Erinnerung sei an Entwicklungsabläufe der Frühzeit, als sich aus anschaulich-statuarischen Bildern etwa der franko-kantabrischen Kunst des Magdalénien der ostspanische Stil entwickelt mit seiner Fähigkeit, szenisch darzustellen. Aus einer physioplastischen Kunst, deren Schöpfer wiedergaben, was sie sahen, wurde eine idioplastische, die das Wissen über das Dargestellte vermittelte. Das zeigen auch die Felszeichnungen von Nordafrika über Skandinavien bis Sibirien mit ihren „Strichfiguren“, die Bewegung und Zeitablauf dem Betrachter vermitteln. Sie haben etwas Erzählendes; diese Zeichen sind Vorläufer von Schriftzeichen, so wie die Stäbe zu Buchstaben werden.

Dieser Wandlungsprozess in der Kunst der Darstellung dessen, was ist, zum Zeichen, das „bedeutet“, vollzieht sich immer wieder, wobei die Abstrahierung den Denkprozess voraussetzt, der da Zeichen in seine Bedeutung umwandelt.

In solcher Reflexion wird die Transzendenz des gläsernen Turms selbst in einer urbanen Landschaft tiefgründiger bewusst, eines Turms, der auf nur geringem Grundriss stehend „in den Himmel“ ragt, das „da unten“ klein und wesentlich werden lässt und mit der Rund-um-Weitsicht weitsichtig macht und den Blick bis zum Horizont, jener Linie, in der sich Erde und Himmel berühren, für das Wesentliche schärft. Es wirbelte um die Malerin und verschmolz unter ihr. Die Erfahrung einer unwirklichen, weil im Maßstab an sich inhumanen Situation, lässt sie, auch in der Abschottung zur im babylonischen (Un-)Lebensraum dieses Turms sie umgebenden Betriebsamkeit, „sich einbunkern“, abkapseln, nach „innen kehren“, in einem Kokon „einspinnen“ – von Christiane Gumpert (Zitat vorn) wiedergegebene Ein- und Ausdrücke.

In den Mythen und Märchen haben die Spindel und das Eingewobensein archetypische Bedeutung; archetypische Formen und Bilder aber verkörpern nach C.G. Jung grundlegende seelische Gegebenheiten.

Das Schaffen im Turm hebt ab, der Geist schwebt über den realen – Dingen – und er dreht sich um Wesenhaftes.

Der Versuch zu beschreiben, was nur visuell erfahrbar ist, lässt erkennen, dass Worte nicht ausreichen, das auszudrücken, wonach man nicht nur mit dem Auge, sondern auch durch das Auge hindurch suchen muß – nach einer Wirklichkeit hinter dem Sichtbaren. Christiane Gumperts „Aussichtsturm“ wird zum „Insichtsturm“.

Horst-Kurt Boehlke